



Der Supermarkt als Leistungsschau des Kapitalismus:  
Durch die Massenproduktion werden die meisten Güter so preiswert,  
dass auch einfache Haushalte sie sich leisten können.

## *Herzenskälte und Effizienz*

Ein Gespräch mit  
dem Wirtschaftshistoriker  
Werner Plumpe

In seinem viel beachteten Buch »Das kalte Herz« erzählt der Wirtschaftshistoriker Prof. Werner Plumpe die Geschichte des Kapitalismus, der seiner Ansicht nach eine nüchterne Form des Wirtschaftens darstellt, die sich anderen Systemen gegenüber als überlegen und leistungsfähiger erwiesen habe. Die lange Tradition der Kapitalismuskritik habe bis heute nicht verstanden, dass im Kapitalismus große Vermögen eingesetzt werden, um Güter herzustellen, die in der Regel für Menschen mit kleinem Einkommen erwerbbar sind.

**Dirk Frank:** Das Bild vom »Kalten Herzen«, dem Märchen von Wilhelm Hauff entnommen, liefert ja eine etwas widersprüchliche Vorlage für Ihr Buch. Ist der Kapitalismus gar nicht so kalt? Oder kann und darf er nicht warm werden?

**Werner Plumpe:** Das Märchen spielt um 1800 im Schwarzwald; der arme Köhler Peter Munk möchte auch reich sein, weiß aber nicht, wie er es anstellen soll. Schließlich tauscht ihm der Holländermichel sein Herz gegen einen Stein mit dem Versprechen, reich zu werden. Genau das passiert auch. Nur wird Munk nicht nur reich, sondern auch gefühllos und rücksichtslos. Manche Literaturwissenschaftler haben das Märchen dann als Kritik am Kapitalismus gelesen. Ich habe den Titel auch deshalb gewählt, weil er letztlich ganz zutreffend ist, auch wenn er Kritik signalisiert. Kälte ist das Kennzeichen des Kapitalismus, aber gerade hierin liegt seine Stärke: Indem die Wirtschaft allein Nützlichkeitskalkülen folgt, ist sie besonders leistungsfähig! Der Titel »Das kalte Herz« ist also auch ein semantisches Spiel, das die Kritik aufgreift, aber dann in ihr Gegenteil verkehrt. Aus einer vordergründigen moralischen Perspektive kann Kälte niemals akzeptabel sein; wenn aber gerade die Kälte und historisch gesehen allein sie einen materiellen Ertrag möglich macht, der vielen Menschen zugutekommt, dann sieht der Befund anders aus.

Im Untertitel ist der Begriff der Revolution enthalten – verhindert der Kapitalismus nicht gerade Umwälzungen?

Das kommt darauf an, wohin man schaut: Unter kapitalistischen Bedingungen findet ein ständiger Wandel des materiellen Stoffwechsels statt, wird alles verändert, was sich ihm und seinem Fortschreiten in den Weg stellt, auch wenn die Art des Wirtschaftens dabei gleich bleibt. Das hat auch etwas Diabolisches, denn das Neue ist stets zerstörerisch, indem es alte Produkte, alte Produktionsverfahren ersetzt oder Qualifikationen veralten lässt. Joseph Schumpeter sprach treffend von »schöpferischer Zerstörung«. Für das Alte ist das oft schwer hinzunehmen, aber es liegt in der Logik dieser Wirtschaft. Das ist auch nichts, was irgendwann einfach aufhört. Solange die menschliche Produktivität

steigt, solange unser Wissen zunimmt, solange sich die regionalen und sozialen Bezüge unseres wirtschaftlichen Handelns ändern, entsteht ständig Neues, das auf Märkten getestet wird. Das ist kein ausschließlicher Erfolgsprozess, sondern mit vielen Pleiten und Untergängen verbunden. In der Summe aber ist dadurch bisher der Wohlstand gestiegen; und darin liegt eben die Legitimation dieser Art der Wirtschaft.

Heute grassiert ja der Begriff des »Disruptiven«. Tritt der Charakter des Kapitalismus heute besonders deutlich zutage?

Ich bevorzuge den Begriff der »schöpferischen Zerstörung«, aber der Kern ist klar. Der Wandel bezieht sich dabei nicht nur auf Produkte und Produktionsverfahren. Auch ganze Regionen werden herausgefordert und einem erheblichen Wandel ausgesetzt. Im Westen setzte man lange den Erfolg des Kapitalismus und die Dominanz Westeuropas und Nordamerikas geradezu naturgesetzlich in eins. Das ist seit den 1970er Jahren, insbesondere seit dem Aufstieg Chinas, nicht mehr so selbstverständlich. Viele ökonomische Aktivitäten sind seither aus Europa verschwunden und finden sich in Asien wieder. Daran wird sich der alte Westen gewöhnen müssen, dass es im Kapitalismus keine »geborene Führung« gibt. Den USA fällt das offenkundig schwer.

Wäre es denn eurozentrisch zu denken, dass Europa den Kapitalismus »erfunden« hat? Immerhin hat er doch in Europa seinen Ausgang genommen.

Sein Entstehen ist ein historisches Ereignis; aufgrund einer Fülle an Faktoren waren die Bedingungen in den verstädterten Regionen Nordwesteuropas besonders günstig. Durch Kopieren, durch Best Practice, aber auch durch gewaltsame Ausbreitung der in den Niederlanden und Großbritannien entstandenen Art des Wirtschaftens ist schließlich ein Modell entstanden, das andere übernommen haben. Es gibt in der sozial- und wirtschaftshistorischen Literatur die Position, dass der Kapitalismus eine Art Kriegserklärung an den Rest der Welt gewesen sei; sein Aufstieg hier habe den Niedergang dort bedingt, ja vorausgesetzt. Empirisch trifft das nicht

zu. In Europa erfolgte lediglich früher etwas, was wir seither auch in Japan, Asien, Teilen Südamerikas und heute auch in bestimmten Regionen Afrikas sehen können. Mit dem Übergang zum Kapitalismus beschleunigt sich auch dort die Dynamik, und die Abstände werden geringer. Der Kapitalismus ist definitiv kein westliches Phänomen. Damit er sich entfalten kann, müssen allerdings bestimmte Bedingungen gegeben sein: Privateigentum, dezentrale Entscheidungsstrukturen, eine große Varietät der Handlungsweisen und die Selektion dieser Handlungsweisen über



Wilhelm Hauffs Märchen »Das kalte Herz« stand Pate bei Werner Plumpes Analyse des Kapitalismus. Hier ein Bild aus einer Ausgabe des Buches von 1869: Der Köhler Peter Munk beschwört das Glasmännlein, dass es ihm Geld und Ansehen verschaffen soll. Später ist er sogar bereit, sein Herz gegen einen kalten Stein einzutauschen.

preisbildende Märkte, dazu ein funktionierendes Geldsystem und basale Rechtssicherheit. Es hängt mithin viel an der Politik, da nur sie einen Teil dieser Bedingungen garantieren kann, und das tut sie aus bestimmten Gründen eben nur unter bestimmten Umständen.

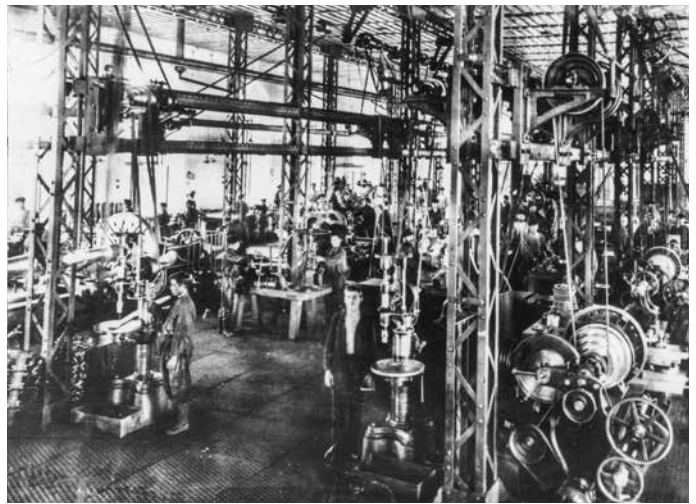
Das »Privateigentum« ist in manchen Debatten geradezu ein Reizwort – warum eigentlich?

Mit Privateigentum scheint soziale Ungleichheit unmittelbar verknüpft: Hier Luxus, dort Elend. Kritik hieran ist auch nicht an den Kapitalismus gebunden, sondern viel älter. Man denke nur an die Bergpredigt. Der Kapitalismus scheint



diese lange beklagte Ungleichheit nun zu radikalisieren, aber dabei entgeht der Kritik, dass mit ihm und seiner Eigentumsnutzung etwas Basal Neues entsteht. Das Neue liegt nicht in der Existenz großer Vermögen, sondern in deren Transformation in Kapital, wodurch aus dem Reichtum, der zuvor nur dem Oberschichtenkonsum diente, Produktivkapital wird. Und dessen Nutzung rechnet sich nur bei Massenproduktion von Gütern, die im Durchschnitt so preiswert sind, dass sie sich auch einfache Haushalte leisten können. Das Neue ist mithin die Massenproduktion, die viel Kapital voraussetzt. Aber das allein begründet die moderne Funktionalität von Privateigentum nicht vollständig. Hinzu kommt, dass auf diese Weise zugleich Budgetrationalität konstituiert wird: Der einzelne Mensch, der ein Vermögen hat, wird in der Regel nach seinen Zukunftserwartungen handeln und er tut das eben auf eigene Rechnung. Geht es schief, ist er davon betroffen und ggf. sein Umfeld, aber für die Wirtschaft selbst ist das unerheblich, ja sie kann davon sogar profitieren, dass einzelne Akteure ausscheiden und andere gewinnen. Über das Privateigentum ist somit eine funktionswichtige Zentrumslosigkeit garantiert, die den Kapitalismus sehr viel dynamischer werden lässt. Der Kapitalismus, kann man zugespitzt sagen, weist eine hohe Dynamik auf,

**Der Kapitalismus als historisches Ereignis: In den verstädterten Regionen Nordwesteuropas waren die Bedingungen hierfür besonders günstig – etwa das Vorschreiten der Industrialisierung im 19. Jahrhundert.**



früher oder später dem Strukturwandel zum Opfer gefallen.

**Kommen wir zum Thema Finanzkrise, die ja im Hinblick auf die Rettung der Banken einen Widerspruch enthält.**

Ich würde sagen: Die Finanzkrise war ein schlimmer Einbruch, aber keine Systemkrise des Kapitalismus! Es gibt klare politische Ursachen dafür, man hat im Grunde genommen die Risiken deregulierter Finanzmärkte systematisch unterschätzt und ihre positiven Folgen ebenso überschätzt. Die Deregulierung der Finanzmärkte war über einen langen Zeitraum geradezu eine Art Marken-

lativ Preisblase auf den Immobilienmärkten der Fall war. Als diese platzte, ging es plötzlich insgesamt bergab, und der in der Folge der Deregulierung aufgeblähte Finanzsektor geriet in existenzielle Schwierigkeiten, die, wäre die Logik des Kapitalismus nicht außer Kraft gesetzt worden, in eine Serie von Bankzusammenbrüchen gemündet wäre. Das schien der Politik zu gefährlich. Die Folgen sind bekannt. Jetzt steht die Politik vor dem Dilemma, den Finanzsektor stark regulieren zu müssen, um seine Krisenanfälligkeit zu senken, damit aber zugleich dessen Leistungsfähigkeit zu begrenzen, auf die Wirtschaft und Politik doch angewiesen sind. Man hat den Ausweg über die Politik der Zentralbanken versucht, nämlich die Banken nicht wirklich zu regulieren, sondern mit billigem Geld am Leben zu erhalten. Auch hier sind die Folgen bekannt. Nebenher erfüllen viele der Instrumente, die heute in der Kritik stehen – z.B. Swaps, bestimmte (strukturierte) Kreditgeschäfte und Derivate –, insgesamt einen durchaus sinnvollen Zweck. Sie sind in den 1970er und 1980er Jahren als Absicherungsinstrumente auf den immer volatiler werdenden Finanzmärkten entstanden. Kurz: Nicht die Strukturen der Finanzmärkte, sondern die politisch durchaus gern gesehenen Übertreibungen in Kombination mit dem Erfolgshunger der großen Akteure haben die Krise ausgelöst.

**Im berühmten Streit zwischen Jürgen Habermas und Niklas Luhmann nehmen Sie eher die Position Luhmanns ein, dass die marxistische Gesellschaftskritik nicht mehr der Funktionslogik von Gesellschaft gerecht werde.**



### Zur Person

**Werner Plumpe, 65, ist seit 1999 Professor für Wirtschaftsgeschichte an der Goethe-Universität. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der Unternehmens- und Industriegeschichte des 19. Jahrhunderts und in der Geschichte des ökonomischen Denkens und der ökonomischen Theorien. Plumpe war von 2008 bis 2012 Vorsitzender des Verbandes der Historikerinnen und Historiker Deutschlands (VHD).**

gerade weil er Scheitern zulässt, ja impliziert. Die Kapitalismuskritik seit Marx hat daher auch immer wieder behauptet, gerade durch Konzentration und Zentralisation in wenigen Händen zerstöre sich der Kapitalismus selbst, worin auch Werner Sombart oder Joseph Schumpeter eine Gefahr sahen. Empirisch hat sich das alles nicht bestätigt; es gab zwar immer wieder große Komplexe, doch sind sie alle in der Regel

zeichen der Politik. Man wollte, dass die einzelnen Akteure auf den internationalen Finanzmärkten erfolgreich agieren können. Die taten das, und zwar in ziemlich riskanter Weise. Das war auch keineswegs neu; konjunkturelle Krisen, spekulative Blasen und strukturelle Verzerrungen hat es immer gegeben. Krisen fallen dann besonders stark aus, wenn sich diese Phänomene punktuell miteinander verbinden, was durch die speku-



Menschlichkeit contra Profit? Im März 2015 demonstrierten Tausende in Frankfurt gegen das kapitalistische Gesellschaftsmodell.

In der Tat. Ich war lange aus grundsätzlichen Überlegungen der kapitalistischen Ökonomie gegenüber skeptisch; die intensive Beschäftigung mit der jüngeren Wirtschaftsgeschichte hat mich indes eines Besseren belehrt und mich auch von den starren Systemannahmen etwa des Marxismus Abstand nehmen lassen. Kapitalismus als Form der Wirtschaft ist nachvollziehbar; deren Wandel kann man empirisch zeigen und plausibilisieren. Aber gleich eine »kapitalistische Gesellschaft« zu unterstellen, in der die Wirtschaft alles andere determiniert, das überzeugt mich weder historisch noch aktuell. Wäre das so, dann fiel es schwer, die verbreitete und jüngst wieder anschwellende Kapitalismuskritik zu erklären. Auch zerstört der Massenkonsum nicht irgendeinen Lebenssinn. Im Gegenteil: Unter leidlich funktionierenden kapitalistischen Bedingungen nehmen die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten deutlich zu. Der Kapitalismus ist, wenn er funktioniert, eine Art Hintergrundentlastung. Was wir damit dann anfangen, ist unsere Sache.

Sie schreiben in einem Kapitel auch über die Jugendkultur, deren Medien und Musik, und dass neue massenkulturelle Medien zugleich auch einen sozialen Wandel erzeugen.

Mit der Durchsetzung der Massenkonsumgesellschaft kapitalistischer Ausprägung seit den späten 1950er Jahren wurden die herkömmlichen Knappheitsbewältigungstechniken und ihre Normativität sukzessive gegenstandslos. Für die Jugend dieser Zeit hieß das, sich befreien zu können aus der Bevormun-

dung und der Enge, ohne dadurch das materielle Überleben der Familie zu gefährden. Deutlichster Ausdruck sind die von Anfang an kommerzialisierten Jugendmoden, die zugleich eine neue Marktchance schaffen. Der neue Massenmarkt für Popkonsum etwa fängt quasi mit Bill Haley an, man merkt: Damit kann man ja Geld verdienen. Pfliffige Plattenproduzenten entwickeln immer weitere Ideen. Das ist genau die Logik



Plumpe, Werner  
**Das kalte Herz. Kapitalismus: Die Geschichte einer andauernden Revolution**  
Rowohlt, Berlin 2019

des Kapitalismus: Man (ver)sucht und findet. Das Bemerkenswerte ist gerade, dass sich das nicht auf eine neue Form von Einheitskultur reduziert.

Und die Tatsache, dass große Teile der Jugend- und Musikkultur sich als antikapitalistisch und kritisch verstehen, ist kein Widerspruch, sondern belegt nach Ihrer Interpretation sozusagen die Elastizität des kapitalistischen Prinzips.

Das mag für viele eine Enttäuschung gewesen sein, dass der Protest nur in Form eines marktkonformen Produktes stattfinden kann. Es gibt im Kapitalismus keine Regel, die das verbietet, ganz anders dagegen im Sozialismus, wo klar ist: Die Kritik am System wird nicht

publiziert. Insofern ist der Kapitalismus auch »kalt« gegenüber der Kritik an ihm. Wenn von einem konsumkritischen Buch wie Marcuses »Kultur und Gesellschaft« eine bestimmte Auflagenhöhe verkauft wird, sind doch alle zufrieden. Nichts anderes gilt für Pop und Rock.

Auch wegen des Wachstumsbegriffs steht der Kapitalismus in der Klimadiskussion unter Beschuss.

Klimaschwankungen haben immer in erheblichem Maße das wirtschaftliche Verhalten der Menschen bestimmt; ein großer Teil der Wirtschaftsgeschichte bezieht sich auf den Umgang mit deren Folgen von der Sintflut bis zur kleinen Eiszeit um das 16. Jahrhundert. Neu ist heute, dass unter kapitalistischen Bedingungen die Bevölkerung so stark gewachsen ist und damit in der Summe der Ressourcen- und Landschaftsverbrauch gewaltig gesteigert wurde. Das Paradoxe daran ist, dass der Aufwand für die Existenz des Einzelnen gleichzeitig dramatisch gesunken ist. Wirtschaftshistorisch gesehen ist die Existenz eines einzelnen Menschen heute so billig wie nie zuvor. Um 1800 herum konnte ein Bauer gerade einmal etwa vier weitere Menschen ernähren, heute ernährt ein Bauer ungefähr 120 Menschen. Das ist aber wieder auch ein Grund dafür, dass die Bevölkerungsentwicklung so stark nach oben gegangen ist. Es ist gewissermaßen eine paradoxe Situation, dass der Kapitalismus gerade dadurch, dass der Einzelne so effizient versorgt werden kann, den Spielraum dafür geöffnet hat, dass es jetzt so viele Einzelne gibt. Unter entwickelten kapitalistischen Bedingungen sinkt allerdings der Bevölkerungsdruck, wie ja hierzulande offenkundig ist. Die starke Bevölkerungszunahme ist wohl ein Übergangsphänomen, das unter den Bedingungen entfalteter kapitalistischer Verhältnisse wieder zurückgeht. Es mag also sein, doch ist das Spekulation, dass schließlich der Ressourcenverbrauchsdruck gerade deshalb wieder sinkt, weil der Kapitalismus sich irgendwann weltweit durchgesetzt hat.

Das Interview führte Dr. Dirk Frank.